

Falls es „den da oben“ wirklich gibt...

Die Fenster der benachbarten Ferienwohnungen wurden eines nach dem anderen dunkel. Nur hinter einzelnen Gardinen flimmerte noch der bläuliche Schein eines Fernsehers. Auch wir waren nach einem sonnigen Wandertag müde und beschlussen, schlafen zu gehen. Da schellte es an der Außentüre. Nanu, wer mochte das sein? Und dazu am schon sehr späten Abend?

Zum fünften Mal weilten wir an diesem Ferienort in diesem gemütlichen Quartier. Wir fühlten uns sehr wohl hier. Niemand, der uns störte, nichts, wonach wir uns richten mussten. Ruhe und Frieden in und um uns her. Berge und Seen, Wälder, Spazierwege und Sehenswertes in erreichbarer Nähe, was wollten wir mehr? Doch nun wollte offenbar jemand etwas von uns. Warum sonst sollte dieser Jemand bei nachtschlafender Zeit an unserer Türe schellen?

Es war unser Hauswirt. Wir mochten ihn gerne. Vom Balkon aus hatten wir öfters mit ihm geplaudert, wenn er in seinen Gartenanlagen werkelt. Aus Italien importierte Marmorfiguren und bepflanzte Terrakottakrüge und Tröge (nicht ganz unser Geschmack) schienen seine große Liebe zu sein. Ständig war er damit beschäftigt, sie zu reinigen, umzustellen, neu zu bepflanzen. Ununterbrochen schmauchte er sein Pfeifchen, wenn er den langen Gartenschlauch von Skulptur zu Skulptur hinter sich herzog.

Unter vielen Entschuldigungen und mit der fadenscheinigen Ausrede, einen reparierten Staubsauger in unser Quartier zurückbringen zu wollen, betrat er jetzt fast zur Nachtzeit unser Zimmer. Er wollte auch nicht stören, sondern sofort wieder gehen.

Doch er blieb mitten im Raum stehen, raupte seine Künstlermähne und suchte nach Worten. Er schien sich in ungewohnter innerer Anspannung zu befinden, sah bleich aus, und seine sonst so lachenden Augen irrlichterten nervös umher. Um eine Brücke zu bauen, fragten wir nach seinem Ergehen. Das gewohnte „Gut, sehr gut“ lag ihm schon auf den Lippen, da besann er sich anders.

„Ach“, sagte er, „wissen Sie, es geht nicht alles so, wie man sich das wünscht. Ich habe Sorgen.“ Und dann klagte er über den privaten Betreiber der Kurkliniken, über dessen erfolgreiche Bestrebungen, alle Beherbergungsbetriebe der Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Jede freie Fläche, jeden Spazierweg, alle Bäder und öffentlichen Einrichtungen kaufe er auf, belegte sie mit hohen Benutzungsgebühren und maßlosen Auflagen.

Kleinere Betriebe - wie zum Beispiel sein kleines Gästehaus - gingen dabei zugrunde, könnten sich nicht halten.

„Unsere ganze Existenz, alles, was wir in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut haben, steht auf dem Spiel“, klagte er.

„Sagen Sie, wie kann Gott, wenn es ihn wirklich gibt, denn solche Ungerechtigkeit zulassen? Die Großen und Reichen werden größer und reicher, die Kleinen werden untergetreten und können sich

nicht wehren!“ Und wieder sagte er:

„Wenn es „den da oben“ wirklich gibt, warum begünstigt er die Großen und lässt die fleißigen Kleinen umkommen? Was haben wir getan, dass wir so gestraft werden?“

Behutsam versuchten wir, seine Gedanken in eine neue Richtung zu lenken. Hatte er denn jemals an Gott gedacht, als er noch keine Existenzsorgen kannte? Hatte er je Gott gedankt für den bescheidenen Wohlstand, den er sich mit eigener Hände Arbeit stetig wachsend aufbauen konnte? Welchen Stellenwert hatte Gott in seinen guten Tagen gehabt? Fragte er je nach Gott? Doch jetzt, in Tagen, die ihm nicht gefallen, sucht er an

„Sagen Sie, wie kann Gott, wenn es ihn wirklich gibt, denn solche Ungerechtigkeit zulassen?“





einem Schuldigen. Kann nur Gott dieser Schuldige sein?

Unsere Fragen wischt er zunächst beiseite. Er ist noch nicht fertig mit seinen Anklagen gegen das evtl. „höhere Wesen da oben“. Vor zwei Jahren habe er einen massiven Hörsturz erlitten. Monatelang habe er in verschiedenen Kliniken gelegen, (darüber seine Arbeitsstelle eingebüßt), aber man habe ihm nur begrenzt helfen können. Sein Geschmack- und Geruchsempfinden sei ganz verloren gegangen. „Wissen Sie, können Sie das nachempfinden, wie mir zumute ist? Nichts schmecken, nichts riechen, schlecht hören, schlecht sehen können - eine Strafe ohnegleichen ist das! Das Vergnügen mit meiner Pfeife, das Fläschchen Bier am Abend, ein Tropfen guten Weins im Kreis lieber Freunde, ein köstliches Steak nach getaner Arbeit - das alles hat mir „der da oben, falls es ihn gibt“, verdorben und vergällt. Ich habe keine Freude mehr am Leben. Immer war ich ein rechtschaffener Mensch, fleißig, strebsam, umgänglich, allem Schönen aufgeschlossen. Im Beruf und im Privatleben hatte ich es weit gebracht, war beliebt und anerkannt. Nun werde ich durch den Verlust von Seh- und Hör-, Geschmack- und Geruchsempfinden in die Isolation getrieben. Was bleibt mir denn noch?“

Dann sagte er noch etwas Überraschendes: „Sie stehen doch mit ‚dem da oben‘ auf Du und Du. Erklären Sie mir, warum er mich so vernichtet!“

Woher wusste dieser Mann, mit dem wir nur losen Kontakt, so wie eben zwischen Vermieter und Feriengast üblich, gepflegt hatten, dass wir mit Gott auf Du und Du standen? Er musste unser Verhalten sehr genau

beobachtet haben, unsere Worte und Gewohnheiten sehr intensiv geprüft haben. Er musste uns abgespürt haben, dass Gott für uns nicht nur eine Realität darstellte, sondern eine Bezugsperson, nach der wir unser Leben, unser Tun und Lassen ausrichteten. Dieser Mann suchte nach der Sicherheit, die unser Leben ausmachte, nach dem Felsen, der uns in Stürmen des Lebens trug. Er wünschte sich den Frieden des Herzens, der auch im Zerbruch von Existenz und Gesundheit erhalten bleibt. Er suchte Antwort auf die Fragen des Lebens. Er suchte sie hier und jetzt und zur Nachtstunde. Er erwartete sie von uns.

Wir erzählten ihm von dem Herrn und dem Sinn unseres Lebens, von dem ewigen Ziel, das wir ansteuern, von der Hand, die uns auf diesem Weg führt und leitet. Wir bezeugten dem noch immer vor uns Stehenden (seine Unruhe hatte ihm das Sitzen unmöglich gemacht) den, der „da oben“ die Menschen liebt und in eine Lebensgemeinschaft mit sich und mit seinem Sohn Jesus Christus einbinden will. Jeden, der da will.

„Sie stehen doch mit ‚dem da oben‘ auf Du und Du. Erklären Sie mir, warum er mich so vernichtet!“

Mit neuerlichen Entschuldigungen für sein unzeitgemäßes Eindringen und Dank, dass wir seinen Klagen zugehört haben, verabschiedet sich unser Gast. Das Gehörte will er überdenken. Wir beten für ihn und hoffen, dass er „den da oben“ irgendwann erkennt und anerkennt. Dass die Anklagen, die er der Willkür eines höheren Wesens zuweist, sich wandeln zum Staunen darüber, dass der lebendige, heilige Gott die Menschenkinder auf vielerlei Art und Weg an seine Existenz erinnern und in seinen Lebensbund rufen will.

Beim Abschied überreichen wir unserem Hauswirt und seiner Frau - so wie wir es immer gehalten haben - ein Geschenkbandchen mit christlichem Inhalt. Diesmal trägt es den Titel: „*Hoffnung und Ausblick*“.

Erika Treude
Aus: „*Ein Fenster zur Straße*“, Christliche Verlagsgesellschaft

